

Nr. 281 Bydgoszcz/Bromberg, 10. Dezember 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

IV.

Die „Sherry Netherland" glitt langsam den Hudson hinauf. Es war schon dunkel und Newyork lag vor ihnen wie ein erleuchteter Kristallkegel, dessen Spitze in den Himmel ragte, ein unwirklicher Anblick atemraubend schön. Edith konnte sich nicht sattsehen.

„Es ist wie ein Märchen", sagte sie, „ich habe es mir nicht halb so großartig vorgestellt, im Gegenteil, eigentlich hatte ich mir vorgenommen, mir durch nichts imponieren zu lassen."

„Auch ich", erwiderte Lombard, neben ihr am offenen Fenster des Promenadendecks lehnend, „bin jedesmal wieder von dem ersten Eindruck dieser Stadt überrascht. Doch weiß ich nicht, was eigentlich schöner ist, in Newyork bei Tag oder bei Nacht einzufahren."

Ein kleiner dicker Mann drängte sich plötzlich, seine Ehehälfte hinter sich herziehend, an ihren Platz.

„Sieh doch nur, sieh doch nur, das da ist das Rockefeller Center Building und das da, sieh doch, das Chryslergebäude." Er war unglaublich stolz und aufgeregt und zitterte an allen Gliedern.

Lombard sah nach der Uhr.

„Gleich müssen die Beamten an Bord kommen", bemerkte er, und dann sich näher zu Edith beugend: „Wie ist das, mein kleines Mädchen, Sie haben versprochen, sich meinen Vorschlag zu überlegen und mir eine Antwort zu geben?"

„Wo kann ich Sie in Newyork erreichen?" fragte Edith. „Seien Sie nicht böse, bitte nicht, ich bin Ihnen so dankbar, aber ich möchte mich noch nicht entschließen."

„Wenn Sie es in Amerika zu etwas bringen wollen", sagte Lombard und plötzlich kam ein harter Klang in seine sonst so weiche und schmeichelnde Stimme, „dann müssen Sie es sich abgewöhnen, lange zu überlegen, zu zaudern, unentschlossen zu sein, dann müssen Sie zugreifen, sofort, schnell, denn ein zweitesmal werden Sie kaum so leicht eine Chance haben."

Edith sah verwundert auf. Sein Gesicht hatte sich merkwürdig verändert. Alle Lustigkeit schien aus ihm geschwunden, es war hart und starr und plötzlich fast alt.

Ein paar Journalisten erschienen an Deck, ihnen folgten die Photographen. Blitzlicht flammte auf. Interviews wurden gegeben, dann entdeckten sie Lombard und stürzten auf ihn zu. Wie eine habgierige Meute ihr Wild umstellt, so umringten sie ihn. Lombard machte eine gute Miene zum bösen Spiel. „Hallo, Jungens!" sagte er und setzte sein liebenswürdigstes Lächeln auf. Sie drängten ihn in das um diese Stunde fast leere Schreibzimmer, baten ihn, sich links herum zu drehen, um eine Aufnahme von seinem Profil zu machen, sich auf einen Stuhl zu setzen, und bestürmten ihn mit allerhand indiskreten Fragen. Lombard antwortete ausweichend: Er kehre von einer monatelangen Europareise in sein Vaterland zurück und freue sich, endlich daheim zu sein. Plötzlich fiel sein Blick auf Edith, die von dem Rudel der Reporter von ihm fortgedrängt worden war und auf der Schwelle der Tür stand und erstaunt und belustigt die kleine Szene beobachtete. Er erhob sich schnell und ging auf sie zu und zog sie in den kleinen Kreis.

„Jungens", sagte er, „ihr verschwendet eure Zeit mit mir . . . kommt und begrüßt Edith Zylander, die Tochter der berühmten Sängerin Maria Zylander, die, einst in der ganzen Welt berühmt, in tiefem Elend in Paris vor wenigen Wochen starb. Fräulein Zylanders Wunsch war es von Kindheit an, Amerika zu sehen und hier im Lande der tausend Möglichkeiten ihr Glück zu versuchen. Tapfer und mutig machte sie sich also auf den Weg . . ."

Wieder flammten die Blitzlichter auf. Edith ließ die Lider über die Augen fallen. Alles war ihr peinlich.

Jemand fragte: „Wie alt sind Sie, Fräulein Zylander?"

„Schauspielerin, nicht wahr?"

„Was halten Sie von Europa?"

„Sollten Frauen hohe oder niedrige Absätze tragen?"

„Welches ist Ihr Steckenpferd? Welchen Sport treiben Sie am liebsten?"

„Was essen Sie am liebsten? Schlafen Sie lange? Wann arbeiten Sie? Sie sind Waise? Hochinteressant!"

Fast immer beantwortete Lombard die Fragen für sie und schließlich verzogen sich die jungen Männer, nachlässig mit den Fingern an ihre schief getragenen Hüte tippend, die sie während der ganzen Zeit nicht abgenommen hatten.

„Thank you, Mister Lombard. Thank you, Miß Zylander."

Kaum waren die Reporter gegangen, sah Edith Lombard vorwurfsvoll an. „Warum haben Sie das getan?" fragte sie.

Diesmal wurde Lombard beinahe ungeduldig. „Sie sind ein kleines Schaf. Haben Sie noch nie das schöne Wort Publicity gehört? Nun, um es Ihnen zu sagen, das ist der Schlüssel zum Berge Sesam oder zum Herzen der Millionen und zu Ihrem Erfolg, und je mehr man davon bekommt, umso besser, es kann doch nie genug sein. Wissen Sie, was eine große Filmgesellschaft in das Bekanntmachen eines Stars jährlich investiert? Ja, Edith Zylander, und ich denke, Sie wollen etwas werden?" —

In dem großen Musiksalon, in dem sie zusammen getanzt hatten, waren die Stühle in zwei langen Reihen aufgestellt. Zwei uniformierte Männer nahmen die Paßkontrolle ab. Edith folgte dem Strom der anderen Reisenden in das Rauchzimmer hinüber, in dem an einem Tisch ein Beamter der Einwanderungsbehörde saß. Aber da jeder nur allein das Zimmer betreten durfte, drängten sich

alle auf dem kleinen Vorplatz. Edith sah jetzt zum erstenmal die Passagiere der zweiten und dritten Klasse. Viele unter ihnen sahen abgerissen und ängstlich aus und wiederholten nervös die bereits tausendmal memorierten Angaben, die sie zu machen hatten. Telegraphenjungens der Western Union rannten zwischen ihnen herum. Ein kleines Mädchen, das unter der Obhut der Bordgouvernante von Paris nach Newyork allein gereist war, weinte.

Wo ist Miller? dachte Edith und ließ ihre Augen suchend durch die bunte Menge streifen, zwischen Nerzmänteln und abgetragenen Trenchcoats. Sie hatte ihn seit jener Nacht an Deck nicht wiedergesehen, aber sie hörte noch immer den Klang seiner Stimme, mit der er gefragt hatte: „Was würden Sie tun, wenn Sie einen Menschen haßten?"

„Hallo, Edith", sagte Lombard und zwängte sich durch das Gewühl. „Hier kann man ja kaum atmen. Kommen Sie hinaus; wir warten auf dem Promenadendeck, bis wir an die Reihe kommen."

Die Stühle waren jetzt bis auf ganz wenige zusammengeklappt, die Bordspiele fortgeräumt und in riesigen Haufen lagen die mit den Anfangsbuchstaben beklebten Koffer eines jeden Reisenden herum.

Einzelne Leute drängten sich an den Fenstern und winkten zu der kleinen Menge Menschen herab, die sich unten am Kai angesammelt hatten, um ihre Freunde und Bekannten abzuholen. Rufe und Namen wurden laut, aber man konnte sich nur schwer verständigen und meist blieb es bei einem freudigen aufgeregten Winken und kleinen Jubellauten.

„Da ist Mister Miller", sagte Edith plötzlich und löste sich von Lombards Seite, um auf ihren Chef zuzugehen.

„Guten Abend, Mister Miller", sagte sie und lächelte ein wenig verlegen. Im nächsten Augenblick hatte sie das Gefühl, daß der Mann vor ihr soeben gestorben war. Er stand da, steif und gerade, mit einem totenblassen Antlitz, wie eine Wachsfigur aus Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett in London, sein Bart zitterte, er schien zu schwanken, aber plötzlich griff er, ohne Ediths Begrüßung zu erwidern — ja, er schien ihre Gegenwart überhaupt nicht zu bemerken — in seine Manteltasche.

Edith verhielt ihren Schritt. Sie stand genau zwischen Miller und Lombard.

„So treten Sie doch zur Seite!" rief Miller plötzlich wütend und sein Gesicht verzerrte sich. Anstatt aber seinem Gebot Folge zu leisten, bewegte sich Edith, rückwärtsgehend, ihn scharf und ganz unwillkürlich im Auge behaltend, auf Lombard zu, der sich bei ihrem Ausruf kurz umgewandt hatte, jetzt aber wieder mit dem Rücken zu Miller am Fenster stand. Edith blieb hinter ihm stehen. Noch immer sah sie Miller an, der sich auf einmal kurz auf den Hacken herumdrehte und durch eine Türe verschwand.

„Was für eine unsympathische Erscheinung", sagte Lombard, „der Mann sieht wie ein Verrückter aus einem Witzblatt aus. Hatte er einen Geist gesehen? Und dessen Sekretärin wollen Sie bleiben?"

„Geben Sie mir Ihre Adresse", flüsterte Edith und Lombard griff nach seiner Brieftasche und überreichte ihr seine Visitenkarte.

„Aber ich möchte Sie noch einmal darauf aufmerksam machen, sich nicht allzu lange Zeit zu lassen", fügte er hinzu. „Es kann nämlich sein, daß ich mich nicht sehr lange in Amerika aufhalte."

Als Edith etwas später durch die Kontrolle ging, näherte sich ihr ein Steward und sagte: „Herr Miller läßt Sie bitten, sich ein Taxi zu nehmen und direkt ins Hotel Biltmore zu fahren."

Edith lief durch den Bauch des Schiffes und gelangte in die Riesenhalle der Zollrevision. Dank der gut arbeitenden Einteilung fand sie sich schnell unter dem Buchstaben Z ein, an dem es nur wenige Reisende gab. Noch immer verstört, holte sie sich ihre Scheine, öffnete ihre Koffer, ging durch die Sperre, stieg in den Aufzug und stand wenig später vor dem Gebäude der großen Linie, von dem in ununterbrochener Reihenfolge Privatwagen und Taxi abfuhren. Taub und stumm ging sie an kleinen Gruppen von Menschen vorüber, die einander in den Armen lagen, Wiedersehen feiernd, oder allein wie sie herumstanden, nicht wissend, wohin sie in diesem fremden Weltteil, dieser fremden Stadt am besten ihre Schritte lenkten.

Edith ließ sich von ihrem Gepäckträger ein Taxi herbeiholen; es war mit einer kleinen geschmacklosen, aber hell erleuchteten Freiheitsstatue geschmückt, die auf einem ebenfalls erleuchteten, von drei Orangen gebildeten Piedestal auf dem Dach stand. Plötzlich hatte sie wieder Angst. Sie dachte an die vielen Zeitungsnachrichten von Gangstern und der Mann am Steuer sah nicht gerade übermäßig vertrauenerweckend aus. Er trug keine Uniform und sein Benehmen war salopp und wenig höflich. Eine Zigarette hing zwischen seinen Lippen, die Kappe saß schief auf seinem Kopf und im Knopfloch seines braunen Jacketts trug er eine schon vertrocknete Blume.

„Biltmore Hotel", sagte Edith und griff fester nach ihrem Handtäschchen. Sie wünschte in diesem Augenblick, daß Lombard bei ihr wäre, um sie sicher im Hotel abzuliefern. Wie rücksichtslos von Miller, sich nicht um sie zu kümmern, sie sich selbst und ihrem Schicksal zu überlassen. Wieder sah sie ihn vor sich, steif und totenblaß, und sein wütendes Gesicht, als er sie anschrie, fortzugehen, zur Seite zu treten. Sie ließ sich in die Polster fallen. Ein Radio spielte. Das Auto glitt schnell mit ihr von dannen.

Eine unübersehbare Menschenmenge trieb sich auf den ihren höchsten Spitzen die Sterne zu berühren. Es roch nach Meer und Frühling. Signalpfeifen schrillten. Der Verkehr schien nie abzubrechen. Die meisten Läden waren noch offen. Dann hielt das Taxi. Edith ging eine flache, mit blauen Läufern belegte Treppe hinauf, über die sich wahre Ströme von Leuten ergossen, die durch den direkten Ein- und Ausgang zum Grand Central Terminal hineinund hinausgelangten. Wider alles Erwarten stand Mister Miller in der Halle. Er kam direkt auf sie zu.

„Seit wann kennen Sie Allan Lombard?" fragte er.

Allan, ach ja, er heißt ja Allan, dachte Edith.

„So antworten Sie doch!" rief Miller so laut, daß sich eine vorübergehende Dame erstaunt umsah. Plötzlich fühlte Edith wie sie zornig wurde. Was fiel diesem Mann ein, sie mitten in einer Hotelhalle anzuschreien, als wäre sie ein ungezogenes kleines Mädchen, das sich schlecht benommen hatte?

Sie warf mit einer sich auflehnenden Bewegung den Kopf in den Nacken und sah ihrem Chef geradewegs ins Gesicht. Ich könnte mich umdrehen und gehen, dachte sie, ich habe es nicht nötig, mich anschreien zu lassen . . Lombard würde sich nur freuen, wenn ich heute schon zu ihm käme.

„Wird es bald?" fragte Miller und sah sie drohend an, „oder haben Sie nicht verstanden, was ich Sie fragte?"

Schließlich war es eben jener Mister Miller, der sie vor einem zweiten Selbstmordversuch gerettet, der es ihr ermöglicht hatte, Allan Lombards Bekanntschaft zu machen und sie nach Amerika mitgenommen hatte.

„Ich lernte ihn auf dem Schiff kennen", hörte sich Edith zu ihrem eigenen Erstaunen sagen, „das heißt, er redete mich im Zuge an."

Der Mann vor ihr war ja ganz außer sich.

„Und Sie haben ihn nie vorher gesehen?"

„Nein, das heißt, im Hotel in Paris machte er den Versuch, mich kennenzulernen."

„Und?"

„Nichts", sagte Edith.

Sie standen noch immer in der Halle. Die Lifts sausten in kleiner Entfernung herauf und herunter. Leute kamen und gingen. Eine Kapelle spielte im Eßraum. Aus der Bar, zu der Frauen keinen Zutritt hatten, kamen ein paar Männer und blieben, als sie Miller sahen, erstaunt stehen. Einer von ihnen löste sich aus der Gruppe und kam auf sie zu.

„Irre ich mich", sagte er, „oder sind Sie es wirklich, Michael?"

„Sie irren sich", sagte Miller. Der Mann deutete eine kleine entschuldigende Verbeugung an und verschwand.

„Sie lieben ihn?" fragte Miller, als hätte die kleine Unterbrechung soeben gar nicht stattgefunden.

„Wen?" fragte Edith und sah verwirrt auf.

„Lombard!"

Edith schwieg. Sie schwieg, weil sie jetzt wirklich wütend war, denn was ging es Miller an, wen sie liebte oder nicht. Er, der keine Fragen wollte, wurde selber indiskret. Sie schwieg aber auch, weil sie nie an diese Möglichkeit gedacht hatte, weil sie sich bis heute über die Gefühle, die sie Allan Lombard entgegenbrachte, keine Rechenschaft gegeben. Er war reizend, er war scharmant und er wollte ihr helfen . . .

„Guten Abend!" sagte Miller da. Sie sah ihn zur Anmeldung zurückgehen, seinen Schlüssel fordern und dem Pagen, der neben dem Gepäck stand und bis jetzt gewartet hatte, zuwinken. Beide stiegen in den Aufzug. Geräuschlos schob sich die Türe zu. Edith war allein. Sie blieb noch eine Weile stehen, bevor sie Millers Beispiel folgte. Sie wußte nicht, daß sie vor einer knappen Stunde zwei Menschen das Leben gerettet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Riggs und der Henker.

Ein Mitternachtsabenteuer von Heinrich Riedel.

In der Wächterloge des berühmten Panoptikums der Madame Tussaud in London — es war ein Jahr vor dem großen Brand — hatte soeben die unruhige Pendeluhr hastig zwölf Schläge heruntergehämmert.

Der Wächter Joe Riggs, ein junger, sportgestählter Mann, erhob sich, um seine stündliche Runde anzutreten. Seufzend, denn ein solcher Gang durch ein Panoptikum bei Nacht, wo die am Tage schon bedrohlichen Figuren zu einem schreckerregenden, gespenstigen Leben zu erwachen scheinen, ist kein angenehmer Zeitvertreib und überhaupt nur etwas für Männer mit Stahlnerven.

Seine Wanderung führte ihn wie gewöhnlich durch eine Reihe von Sälen mit Hunderten von Figuren und Figurengruppen, vorbei an Königen, Kriegshelden, Dichtern und den vielen ehemals prominenten Köpfen, die der Gründerin während der Französischen Revolution im Auftrag Robespierres unmittelbar von der Guillotine herab zum Nachbilden gereicht worden waren . . . bis er zuletzt zu jenem Teil des Hauses kam, der ihm immer am unangenehmsten war, zur Verbrechergalerie und Folterkammer.

Zu beiden Seiten eines ziemlich engen Ganges standen und saßen hier eine Anzahl berüchtigter Raub- und Massenmörder in Wachs und sahen den einsamen Wanderer lauernd und grinsend an. Am Ende dieser Gasse aber wurde eine klobige Eichentür sichtbar: der Eingang zur Folterkammer.

Es war totenstill im Hause, vor dem draußen zur selben Zeit der mächtige Nachtverkehr tobte.

Totenstill . . .? Riggs stutzte einen Augenblick. War da eben nicht ein leises Geräusch in der Kammer vor ihm?

Er ließ den Lichtkegel seiner Laterne, der wie mit dem Rasiermesser abgeschnitten durch den Raum strahlte, die unheimlichen Gestalten abtasten. Nichts.

Weiter!

Er öffnete die in verrosteten Angeln knarrende Tür zur Folterkammer, trat ein und streifte flüchtig die darin aufgestellten Geräte, deren einstige furchtbare Bestimmung auf jedem verzeichnet war.

Schließlich blieb sein Blick unversehens an einer der an den Wänden stehenden historischen Henkersgestalten haften. Er kannte diese Figuren ja alle genau. Die, die er anblickte, kam ihm heute etwas sonderbar vor. Die Haltung schien verändert. Er leuchtete ihr mit der Lampe ins Gesicht.

Da . . . großer Gott! Was war das? Riggs fühlte seine Knie weich werden. Die Augen in diesem Gesicht, zwei teuflisch glühende Augen, bewegten sich.

Riggs stieß unwillkürlich einen Schrei aus. . . .

„Hände hoch!" rief da die angebliche Wachsfigur und trat gleichzeitig von ihrem Postament herunter, das große Henkersbeil, auf das sie sich bis dahin gestützt hatte, drohend erhoben.

Riggs war die Kehle wie zugeschnürt. Aber sein Denken setzte nicht aus. Er stellte fast nüchtern fest, daß der vierschrötige Geselle vor ihm mit dem verzerrten Gesichtsausdruck keine Spukgestalt, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut war. Ein Wahnsinniger, der sich hat einschließen lassen, fuhr es Riggs durch den Kopf.

Und in der Tat, an der Wand lag die eigentliche Wachsfigur, ihres Oberrocks mit der Schaube und Kapuze beraubt. Der Irre hatte sie angezogen.

Riggs erkannte weiter, daß Widerstand zunächst nutzlos sei. Bevor er seinen Revolver aus dem Futteral herausgenommen und entsichert hätte, würde ihn sein Gegner bereits mit dem Beil zur Strecke gebracht haben. Und der sah nicht aus, als ob er Spaß mache.

„Wer seid Ihr?" rief Riggs schließlich, nachdem inzwischen der Unheimliche an der Tür Aufstellung genommen hatte. Ein Entweichen war unmöglich.

„Der Scharfrichter S. M. König Heinrichs VIII."

„Und was wollt Ihr?"

„Euch hinrichten, Mann!"

„Warum?" fragte Riggs ganz logisch, eigentlich aber doch in dieser Situation reichlich töricht, weiter.

„Das müßt Ihr doch selbst wissen! Seid Ihr nicht vom Staatsgerichtshof wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, hä? S. M. wartet vorne." (Riggs sah vor sich im Geiste das Abbild des feisten, fürchterlichen Fettwanstes vorn bei den Königen, wie er grinsend neben der teuflischen eisernen Maske stand, die ihm der deutsche Kaiser aus Schabernack geschenkt.) „Das Gericht ist auch schon anwesend." — Er wies rückwärts auf die durch die offenstehende Tür sichtbare, ungemein lebendig starrende Verbrechergesellschaft. — „Die Hinrichtung ist auf 12 Uhr 15 angesetzt. Jetzt ist's . . .", er zog eine Art Weichenstelleruhr aus der Tasche, „12.12. Wir haben also noch drei Minuten Zeit."

Riggs fühlte, wie ihm der Schweiß von der Stirne tropfte. Doch wie im Augenblick großer Gefahr der menschliche Geist, wenn noch irgend eine Aussicht auf Entkommen vorhanden scheint, oft mit höchster Klarheit arbeitet, so tastete auch Riggs Gehirn mit einer unter normalen Lebensumständen unmöglichen Schnelligkeit und Schärfe alle Rettungsmöglichkeiten ab.

Es war jedoch, als ob sich seine Persönlichkeit in drei geteilt habe. Die eine sann auf Rettung, die zweite beobachtete scharf den vor ihm stehenden Irrsinnigen, die dritte zählte die Sekunden.

Und die Zeit floß rasch.

Noch zwei Minuten. Eine Fülle von Rettungsplänen, alle in Augenblicksschnelle mit mathematischer Exaktheit durchgeprüft, wie Schachpartien durchgespielt . . . und als unbrauchbar verworfen, strömte durch sein Gehirn . . .

Noch eine Minute! Noch nichts gefunden! Der Henker sah auf seine Uhr und ließ sie gleich auf der flachen Hand liegen.

Riggs zählte noch einmal bis 40, bis 50 . . . 55 . . . Kein Zweifel, es war Schluß! Wie schwere Bleiklumpen fielen die Sekunden ins Meer der Ewigkeit. Da huschte plötzlich ein schwaches Leuchten über sein Gesicht und sein Rücken richtete sich gerade.

Der Henker steckte die Uhr ein und winkte barsch und eindeutig.

„Nun gut", sagte Riggs, in sein Schicksal ergeben, „welche Hand?"

„Wieso, welche Hand?"

„Na, Ihr wollt Scharfrichter von London sein und wißt nicht, daß den Hochverrätern nach englischem Recht vor der Hinrichtung erst eine Hand abgehauen wird? Meinethalben könnt Ihrs auch bleiben lassen."

Der Irre machte einen Augenblick ein sehr verdattertes und beschämtes Gesicht. Wie konnte jemand bloß seine Fachkenntnis in Frage stellen? Er wurde wütend.

„Die rechte natürlich!" schrie er. „Los, legt sie auf den Block! Es ist Zeit!"

Riggs legte die rechte Hand auf den in der Nähe stehenden historischen Richtblock, der noch eine Anzahl Kerben aufwies. Seine Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. Er beobachtete scharf jede Bewegung des Vierschrötigen.

Der holte jetzt mit dem schweren Beil bis hoch über den Kopf aus und schlug mit aller Kraft zu. Bevor jedoch die Schneide die Hand Riggs' erreichte, zog dieser sie blitzschnell zurück. Keine Zehntelsekunde zu früh oder zu spät. Das Beil konnte nicht mehr zurück und fuhr mit dumpfem Laut in den Block und tief in ihm hinein.

Im gleichen Augenblick brachte ein wuchtig geführter Jiu-Jitsu-Hieb mit der Handkante an den Kehlkopf den improvisierten Scharfrichter zu Boden und halb außer Besinnung. In Windeseile hatte ihn Riggs mit einem der herumhängenden Stricke gefesselt.

Er wurde in die Anstalt zurückgebracht, aus der er vor sechs Wochen als geheilt entlassen worden war und soweit kam alles wieder in Ordnung. Bloß die Schläfen Riggs' zeigten nach diesem Erlebnis einige Silberfäden.

Dreitausendjährige Dauerwelle.

Eine Dauerwelle, die 3000 Jahre hielt, das ist für die Haarkünstler des 20. Jahrhunderts und ihre verwöhnten Kundinnen wahrhaft eine Sensation! Sie gehört zu den interessantesten Funden, die der berühmte Archäologe Graf Byron de Prorok auf seiner jüngsten Expedition in die Wüsten der südwestarabischen Landschaft Jemen machte. Sie ziert den schmalen Kopf einer schlanken, rothaarigen Prinzessin, vermutlich dem Hofstaat der sagenhaften Königin von Saba angehörend, deren versunkenen antiken Palast der Forscher entdeckt zu haben glaubt. Ob die in Jemen von Graf Prorok auf seiner französisch-amerikanischen Expedition ausgegrabene Stadt tatsächlich die Residenz der Königin von Saba ist, mag eine Frage sein, die die Wissenschaft zu entscheiden hat; die Dauerwelle jener schönen, vor 3000 Jahren gestorbenen Prinzessin, deren Namen man nicht kennt, ist jedoch unbestreitbare Tatsache und eine archäologisch wie kulturgeschichtlich gleich interessante Entdeckung. Graf de Prorok fand die Mumie der Prinzessin in einem Felsengrab. Der Körper der jungen Frau, die, nach ihren Zähnen zu urteilen, höchstens 32 Jahre alt war, als sie starb, ist erstaunlich gut erhalten und läßt den Schluß zu, daß die Prinzessin jener versunkenen Zeit nicht nur überreich und elegant gekleidet war, sondern sich auch auf Aufmachung und Schönheitspflege genau so gut verstand wie die verwöhnteste Modedame unserer Tage. Sie hatte ihr von Natur dunkles Haar rot gefärbt und zu einer Art von Pagenfrisur eingerollt. Rund um den Nacken aber war eine Dauerwelle gelegt, so daß ein enger Kranz von kleinen Locken entstand. Diese vor 3000 Jahren im Reiche der Königin von Saba gelegte Dauerwelle ist heute noch völlig unversehrt und kann mit Recht als die älteste und „dauerhafteste" Dauerwelle der Welt bezeichnet werden. Der Kopf der schönen Prinzessin, den diese antike Dauerwelle schmückt, wird, ehe er in ein amerikanisches Museum kommt, ein bemerkenswertes Schaustück der in den nächsten Tagen in London ihre Pforten öffnenden Ausstellung „Frauenschönheit" sein.

Man hat die Prinzessin, die so früh vom Tode ereilt wurde, in den kostbarsten Kleidern, bedeckt mit herrlichen Edelsteinen, in ihr Felsengrab gebettet. Neben der Mumie fand man alle jene Gegenstände, die einst den Toilettentisch der Prinzessin geziert haben mochten. Vier verschiedene Silbertöpfe mit Schminke, Haarzangen, die vermutlich zum Auszupfen der Augenbrauen dienten, Nagelschere, Haarnadeln aus Elfenbein und Spiegel aus Bronze. Das Überraschendste aber war die Dauerwelle, die nach dem Urteil der Fachleute ein wahres Meisterwerk der Friseurkunst ist; denn unter der konservierenden Schicht hat sich nicht ein einziges Löckchen gelöst. Kostbare Ledersandalen, mit Karneol und Türkis eingelegt, schmückten die Füße der jungen Frau, und die schlanken, schmalen Hände weisen untadelig manikürte Fingernägel auf. Graf de Prorok bezeichnet den Leib dieser Prinzessin als den interessantesten Fund, den er auf seinen 18 Expeditionen gemacht hat.

Sowjetrussen heben „Peter den Großen".

Im Schwarzen Meer ist jetzt mit Hilfe zahlreicher Taucher der Kreuzer „Peter der Große" gehoben worden, der 20 Jahre lang auf dem Meeresboden gelegen hat. Nach dem Zusammenbruch der russischen Gegenrevolution hatte sich ein Teil der Weißen Garden auf den Kreuzer geflüchtet und war mit ihm in das rumänische Gewässer des Schwarzen Meeres gefahren, wo „Peter der Große" versenkt wurde. Mit Einverständnis der rumänischen Behörden wurde der Kreuzer jetzt wieder gehoben und in den Hafen von Odessa gebracht.



Rätsel-Ecke



Rösselsprung.

	ber	wan-	de	un-	es	han-
deln	zu	auf	an	deln	freu-	durch
dar-	ben	prom-	ver-	kommt	ser	schmerz
		im	was	in	tat	chen
le-	wir	schön	ste	ma-		
ben	an-	dern	sorgt	chen	schön-	ner
uns	ist's	ge-	de	an-	be-	la-
dern	freu-	und	un-	zu	schö-	

*

Füll-Rätsel.

L	E		E	K
B		E		E
	U	N	G	
K		R		E
E	I		E	R

In die leeren Felder des obigen Vierecks sind Buchstaben zu setzen, um Wörter zu bilden. Sind die fünf gefundenen Wörter die richtigen, so kann man vom oberen Feld der Mitte nach links herum einen Zeitabschnitt lesen.

*

Scherz-Rätsel.

grund
bahn **Steher**

Auflösung der Rätsel aus Nr. 276

Rösselsprung:

Was ist der Mensch? — Er hofft und strebt;
Baut kühne Schlösser, schafft und rafft,
Doch während sich sein Reichtum hebt,
Sinkt ein noch größ'rer: seine Kraft!

Da glaubt der Mensch, ein Fels zu sein!
Des Lebens Hammer schlägt ihn klein,
Aus Steinen werden Steinchen nur,
Und — Staub ist seine letzte Spur.

Promber.

*

Wunder-Rätsel:

D I E L I E B
I T Z E H O E
E I N K A U F
L A S S E L L
I N F A M i E
E i B I S C H
B E F L E H T

= Die Liebe fleht: Helfe bei Leid!

(Otto Promber.)

*

Scherz-Buchstaben-Rätsel: B, Eh, Ende, behende.

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.